

Leitartikel

Wilhelm Zauner

Prinzip Gemeinde?

I. Was wurde erreicht?

Im Bereich der katholischen Kirche redet man noch nicht sehr lange von Gemeinde. Wer es vor etwa vierzig Jahren schon getan hat, konnte damit rechnen, des Protestantismus geziehen zu werden. Noch das II. Vatikanische Konzil erwähnt die Gemeinde mit keinem Wort, wenn gleich die gemeinte Sache in verschiedenen Konzilsdokumenten zum Ausdruck kommt. Umso überraschender ist es, daß sich das in einem 1964 erschienenen Büchlein von Ferdinand Klostermann erstmals so genannte „Prinzip Gemeinde“ in so kurzer Zeit und so allgemein als Leitbild der Seelsorge durchgesetzt hat.

Was haben die bisherige, wenigstens im katholischen Raum sehr junge Theologie und Praxis der Gemeinde gebracht?

1. Die Gemeintheologie ist eine einheitliche pastorale Idee für die nachkonziliare Seelsorge. Kaum ein anderes Pastoralkonzept hat so allgemeine Zustimmung und noch dazu in so kurzer Zeit erfahren wie das Postulat: Wir brauchen lebendige Gemeinden. Die Grundaufgaben der Gemeinde — Verkündigung, Liturgie und Diakonie — sind allgemein angenommen und gehören geradezu zum kleinen Einmaleins der heutigen Pastoral. Manchem Seelsorger kommt es kaum zum Bewußtsein, daß noch vor dreißig Jahren die Pfarrer auf die Frage nach den drei Grundfunktionen der Gemeinde ebenso verblüfft geschaut hätten wie die Apostel auf die Frage nach den sieben Sakramenten.

Besonders bemerkenswert erscheint mir, daß die Gemeintheologie nicht von oben verordnet worden ist. Sie hat sich fast von selbst durchgesetzt, ohne Einwand der Bischöfe, der Theologen, der Pfarrseelsorger und ihrer Mitarbeiter. Eine solche Einmütigkeit ist wahrhaftig in der Kirche selten.

2. Durch das „Prinzip Gemeinde“ wurden der Kirche viele neue Mitarbeiter zugeführt. Die Basis der Verantwortung für die Gemeinde wurde verbreitert. Viele Tausende denken und arbeiten in den Pfarrgemeinderäten mit, viele weitere in deren Ausschüssen. Die neuen kirchlichen Dienste sind vor allem Dienste für die Gemeinden. Diese Entwicklung hat sich insgesamt als Segen ausgewirkt — nicht nur im Hinblick auf den immer stärker werdenden Priestermangel.

3. Die Gemeintheologie hat zu einer Glaubensreflexion

der Gemeindemitglieder geführt. Die verantwortlichen Seelsorger setzen sich mit ihren Mitarbeitern zusammen und sprechen mit ihnen nicht nur über organisatorische Fragen, sondern über Sinn und Ziel der Gemeinde, über Sakramententheologie, über die Situation der Kirche heute sowie über allgemeine religiöse Fragen.

Noch vor kurzem war das Studium der Theologie einfach die Berufsausbildung des Priesters, so wie das Studium der Medizin die Berufsausbildung für den Arzt ist. Heute sind zumindest in den deutschsprachigen Ländern an fast allen Fakultäten die Priesterkandidaten unter den Theologiestudenten eine kleine Minderheit. Das Interesse für die professionelle Theologie scheint immer noch zu wachsen. Das wäre wohl unerklärlich, wenn nicht eine schon in der Phase des Konzils begonnene breite Theologisierung der Kirche in den Gemeinden und in der Gemeindeftheologie ihre Fortsetzung gefunden hätte.

4. Durch das „Prinzip Gemeinde“ ist eine Verlagerung des Schwerpunktes der Kirche von der Spitze an die Basis geschehen. Für viele Katholiken ist Kirche heute in erster Linie die eigene Pfarrgemeinde. Man spricht viel von Basisarbeit und Basisgemeinden. Das ist gut, denn Kirche ereignet sich vor allem in den Gemeinden. Dort werden die Sakramente gefeiert, die konkreten Dienste erwiesen, das Glaubenszeugnis abgelegt.

Das ist wichtig in einer Zeit, in der die höchste Kirchenführung dem einzelnen Gemeindeglied so nahe gerückt ist. Früher hat ein Katholik höchstens einmal in seinem Leben den Papst gesehen, wenn er die Mühe einer Reise nach Rom auf sich genommen hat. Heute kommt der Papst nicht nur in jeden Kontinent und in viele Länder der Erde, er ist über das Fernsehen und andere Medien fast schon täglicher Gast in jeder Familie. Die Definition des I. Vatikanischen Konzils, daß der Papst eine direkte und unmittelbare Gewalt über jeden einzelnen Katholiken hat, erscheint damit in neuem Licht. Tatsächlich bekommen heute viele Mitglieder der Kirche den Papst häufiger zu Gesicht als ihren Bischof oder Pfarrer. Da kommt die Gemeinde als Korrektiv gerade recht, um einer Fixierung der Katholiken auf den Papst und andere Amtsträger entgegenzuwirken.

II. Nachteile und Gefahren

Natürlich haben jedes Konzept und jede pastorale Idee auch Nachteile und Gefahren. Als solche haben sich bisher herausgestellt:

1. Eine Verabsolutierung der Gemeindeftheologie. Schon Klostermann hat in seinem Büchlein „Prinzip Gemeinde“ von einem „grundsätzlich gemeindlichen Charakter des

Christentums“ gesprochen. Das kann man recht verstehen. Man kann aber daraus auch das Leitbild einer „Integrierten Gemeinde“ machen und das Christentum überhaupt nur mehr mit der Elle der Gemeindlichkeit messen. Verabsolutierung schadet jeder Idee, auch der besten.

2. Eine Vernachlässigung der individuellen Frömmigkeit. Vermutlich haben vor der Periode der Gemeintheologie und der damit verbundenen stärkeren Betonung des gemeinsamen Betens prozentuell mehr Katholiken als heute für sich privat ein Morgen- und Abendgebet gesprochen. Vermutlich haben sie öfter als heute untertags eine Kirche aufgesucht, um dort für sich zu beten, eine Kerze aufzustecken oder unbemerkt eine Münze in den Opferkasten zu werfen. Heute findet man viele Kirchen geschlossen vor. Man rechnet nicht mehr mit Betern. Man muß eher Diebe fürchten, die sich in den menschenleeren Kirchen ungestört über die Kunstschatze hermachen können.

Auch der Kirchenbau ist auf die Gemeintheologie eingeschwenkt. Man baut technisch perfekt ausgestattete Versammlungsräume, die kaum die Tatsache zur Kenntnis nehmen, daß sich die Kirchenbesucher auf recht unterschiedliche Weise mit ihrer Gemeinde identifizieren. Man nimmt ihnen schon durch die Architektur die Möglichkeit, sich hinter eine Säule oder in einen dunklen Winkel zu stellen, wo sie sich selbst hingehörig fühlen.

3. Eine Schwächung des übergemeindlichen und gesamt-kirchlichen Denkens. So manchem genügt heute die eigene Gemeinde als Kirche. Er hat kein Interesse für kirchliche Strukturen, für Dekanat und Diözese. So kann ein neuer Provinzialismus entstehen. Manche Gemeinde entwickelt mit Eifer eigene Formen und merkt gar nicht, daß diese auch im Grundbestand nicht mehr konvertibel sind mit den Formen anderer Gemeinden. Wer nicht von dieser Gemeinde ist, kann nicht einmal mehr einen Gottesdienst mitfeiern, ohne fürchten zu müssen, daß er dabei auffällt.

4. Eine Schwächung der Verbände und Apostolatgruppen. Es ist kurios: Die Gemeintheologie wurde vor allem von der Katholischen Aktion aufgenommen. Sie hat sich für den Aufbau von Gemeinden eingesetzt, sie hat bei der Einrichtung der Pfarrgemeinderäte mitgewirkt, ihre Mitglieder haben sich als erste dafür zur Verfügung gestellt. Dabei ist aber in manchen Gemeinden das Aufblühen des gemeindlichen Lebens geradezu zu einer Existenzbedrohung der Katholischen Aktion geworden. Fach-

ausschüsse der Pfarrgemeinderäte haben die Apostolatgruppen abgelöst. Das Vereinsleben, das schon nach dem Zweiten Weltkrieg nur mehr zögernd begonnen hatte, hat sich in gemeindliche Vorgänge integriert oder ist erloschen. So ist manches von der Vielfalt katholischen Lebens verloren gegangen.

Trotzdem ein Segen

Trotzdem: Das „Prinzip Gemeinde“ ist ein Segen für die Kirche, wenn es auch die perfekte Gemeinde nicht gibt und vielleicht auch gar nicht geben soll. Karl Rahner hat einmal geschrieben, die Kirchlichkeit stehe nicht am Anfang, sondern am Ende des Weges, den die Gnade Gottes einem Menschen führt. Ähnlich steht es wohl mit der Gemeinde: Sie bleibt ein Ziel, das in jeder Pfarrei angestrebt werden soll; volle Gemeindlichkeit steht aber wohl erst am Ende des Weges, den Gott die Menschen führt.

Artikel

Norbert Brox

Frühkirchliche und heutige Nöte mit der christlichen Gemeinde

Im folgenden Beitrag macht Brox einige zentrale Aussagen zum Verständnis der christlichen Gemeinde. (Dabei könnte jedes der acht Kapitel ein eigenes Thema für Glaubensgespräche und Katechesen über die Gemeinde bilden.) Brox zeigt, daß zum Verständnis und zur Lösung der heutigen Probleme kaum die idealisierten Vorstellungen von den frühchristlichen Gemeinden für uns hilfreich sind, sondern die Art und Weise, wie damals z. B. die Konflikte und Probleme gelöst wurden. Die Unbedingtheit gemeinsamen Glaubens leitet Brox vom Beispiel Jesu ab, der zunächst den einzelnen Menschen angesprochen hat, diesen aber auf den Weg zum anderen Menschen gewiesen hat. Sosehr Jesus das Tun des Willens Gottes verlangt, so betont er doch die „Maßlosigkeit“ der Grundforderung nach Gottes- und Nächstenliebe. Darin und im Universalitätsanspruch der Kirche sieht Brox den Grund für die Unmöglichkeit rechtlich fixierbarer Mindestanforderungen an die Mitgliedschaft in der Gemeinde; mit der kirchlichen Tradition darf und muß man auch heute unterschiedliche Stufen der Zugehörigkeit zur Kirche annehmen; recht verstandene Brüderlichkeit läßt dem einzelnen die Freiheit, sein Christentum in größerer oder geringerer Nähe oder Distanz zu seiner Gemeinde zu leben. Abschließend kritisiert Brox den verbreiteten Konformitätsdruck sowie